

Michael Bünker:

Religion und Migration

Ö1 -Gedanken für den Tag, 30.8. bis 4.9.2010

Montag

Migration ist ein Aufreger. Zuwanderung ja oder nein, der Umgang mit Asylsuchenden, die Schubhaft und Abschiebepaxis, die bewusst geschürte Angst vor dem Islam und die Suche nach einem Sündenbock, der an der dauernden Krise schuld sein soll als gefährliches Mittel gegen die Zukunftsängste der Menschen – unter Migration versteckt sich ein ganzes Bündel an Problemen.

Dabei gehört doch Migration zu den meisten Familiengeschichten in unserem Land dazu. Mein Wiener Blut zum Beispiel setzt sich aus Schweizer Kirschwasser, polnischem Wodka, bosnischem Slivovitz und steirischem Kernöl zusammen – mit einem kräftigen Schuss Kärntner Zirbenschnaps.

Was für die Menschen ein Thema ist, ist es damit nicht zuletzt auch für die Kirchen: Traditionellerweise in der letzten Ferienwoche in Ostösterreich treffen sich evangelische Pfarrerinnen und Pfarrer zur jährlichen Tagung. Heuer geht es um das Thema Migration. Migration ist das Schwerpunktthema der evangelischen Kirchen in diesem Jahr.

Migration gehört auch zu den Wurzeln des christlichen Glaubens. Die ganze Bibel ist von A bis Z von Wanderungsgeschichten durchzogen. Am Anfang steht Abraham, der mit seiner Familie seine Heimat verlässt in ein Land, das Gott ihm zeigen will. Er nimmt seinen Glauben mit und lebt ihn im fremden Land. Seine Religion hilft ihm, im Neuen heimisch zu werden. Das war so prägend, dass die

ersten Christinnen und Christen von sich sagen konnten, uns ist jede Fremde eine Heimat und jede Heimat fremd.

Die Gründe, warum Menschen ihre Heimat verlassen, sind vielfältig. Oft sind es wirtschaftliche Ursachen, oder die Flucht vor Krieg, Gewalt und Verfolgung, häufig die Zusammenführung von Familien und gar nicht selten ist es auch die Liebe. Immer nehmen die Menschen etwas mit, ihre Kultur, ihre Sprache, ihre Traditionen und Brüche, ihre Religion. In der ungewohnten neuen Umgebung sind das die Anker, die die eigene Identität sichern. Die Rolle der Religion ist dabei umstritten. Hilft sie dabei, heimisch zu werden? Oder isoliert sie in Parallelgesellschaften? Ist sie eine Gefahr oder eine Chance? Ich bin überzeugt, sie ist eine Chance, denn – wie es in der Bibel heißt – wer bei Gott daheim ist, kann mit ihm über Mauern springen.

Dienstag

Außerhalb der Kirche werde ich ständig bloß eine Migrantin sein, erzählt Rita aus Litauen, die schon seit Jahren in London lebt. Ich werde oft gefragt, wie lange ich noch hierbleiben will und ob es nicht schon Zeit ist, dass ich wieder nach Hause zurückkehre.

Aber Rita hat in England längst ihre Heimat gefunden. Sie hat dort studiert, sie arbeitet, sie hat ihren Mann Vidas kennen und lieben gelernt. Ein koreanisches Sprichwort sagt: Wenn man in der Fremde zu lieben beginnt, wird die Fremde zur Heimat. So leben nun Rita und Vidas mit ihrer Tochter in der Fremde und sind doch daheim.

Ihr Leben in der christlichen Gemeinde hilft ihnen dabei. Sie entdecken, wie wichtig der christliche Glaube für sie ist und wollen ihre Umgebung, die säkulare Gesellschaft mit ihrer Liebe zu Gott beeinflussen und prägen. Durch ihre Bereitschaft, am Leben der Aufnahmegesellschaft teilzunehmen und sich der neuen Kultur positiv zu öffnen, gelingt ein Brückenschlag, der ihre

Integration fördert. Integration heißt ja, Teilnahme am Leben der Aufnahmegesellschaft ohne Anpassungsdruck oder Zwang zur Assimilation. Diese Brückenfunktion von religiösen Gemeinschaften ist oft ein entscheidender Beitrag für eine gelungene Integration. Freilich ist auch das keine Einbahnstraße, auch die gastgebende, die aufnehmende Gemeinde verändert sich durch das Zusammenleben mit den Zugewanderten. Mannigfache Probleme sind dabei zu meistern, aber die Grundhaltung ist im Idealfall positiv und aufgeschlossen.

Aber auch Rita macht die Erfahrung vieler Migranten und Migrantinnen, die ihnen auch selbst durch die Beheimatung in der christlichen Gemeinde nicht erspart bleibt:

Wenn wir auf Besuch nach Litauen zurückkehren, so erzählt sie, dann fühlen wir uns als Fremde in der Heimat.

Mittwoch

Vor einiger Zeit ging ich zu einer englischsprachigen Gemeinde in Budapest, ich sah, dass die Türe offen stand und weil ich Hilfe brauchte, trat ich ein. So beginnt die Geschichte von Fahjid, einem jungen Iraner. Er ist aus politischen Gründen aus dem Iran geflohen. Fahjid stammte aus einer Familie, die traditionell muslimisch war, aber nicht sehr religiös, wie er sagt. Der Kontakt mit der Gemeinde hat ihn dazu gebracht, sich taufen zu lassen. Es ist das Vorbild der Menschen gewesen, das mir geholfen hat, die Liebe Gottes zu sehen, sagt er. In seine neue Gemeinde hat er Freunde mitgenommen, die Muslime gewesen und das auch geblieben sind. Dort haben sie die Möglichkeit erhalten, in den Kirchenräumen ihr gewohntes persisches Essen zu kochen, das sie in dem Flüchtlingscamp, in dem sie untergebracht waren, schon sehr vermisst hatten. Zuerst haben die jungen Männer für sich selbst gekocht, aber dann begannen sie,

andere aus der Gemeinde einzuladen. Bald sind Menschen aus aller Herren Länder mit ihnen am Tisch gesessen. Eine bunte, vielfältige Tischgemeinschaft. Ich denke, so muss es auch im Himmel sein, ist Fahjid begeistert gewesen.

Er hat auf sehr persönliche Weise das Grundrecht der Religionsfreiheit kennen gelernt. Religionsfreiheit ist ein ganz zentrales Menschenrecht, eine Errungenschaft, auf die Europa wie jedes Land zu Recht stolz sein kann. Sie bedeutet das Recht, die eigene Religion zu leben, auch öffentlich und gemeinsam mit anderen, auch in den jeweils eigenen Gebäuden, ja, auch mit Minaretten. Sie bedeutet auch das Recht, sich einer anderen Religionsgemeinschaft anzuschließen. Und sie bedeutet das Recht, keine Religion auszuüben. Religionsfreiheit in allen Facetten schließt jeden Zwang aus.

Die himmlische Tischgemeinschaft, von der Fahjid so begeistert erzählt hat, macht das deutlich. Beim Essen, bei gegenseitigem Geben und Empfangen, sind die Unterschiede aufgehoben, hat die Begegnung mit den Fremden alles Bedrohliche verloren, ist die Vielfalt zu einer bereichernden Erfahrung geworden.

Donnerstag

Mounira Daouds Geschichte beginnt so: Ich bin als junges Mädchen aus Kairo nach Deutschland gekommen, ohne Eltern, ohne Geschwister, ohne Deutschkenntnisse. Zuhause bin ich religiös erzogen worden, im Geist von Toleranz und Freiheit. Ich bin mit koptischen und jüdischen Kindern in der Nachbarschaft und in der Verwandtschaft aufgewachsen. Der Verlust aller

vertrauten Beziehungen war dramatisch. Mir ist in meiner Muttersprache nur das Gebet geblieben. Die Religion wurde Mounira Daoud zu einer starken Kraft, ihren eigenen Weg in der neuen Umgebung zu finden. Sie war – so sagt sie – wie eine schwimmende Insel in einem Meer der Fremdheit.

Heute ist Mounira Daoud Expertin für interkulturelle Pädagogik und berät Schulen - Eltern, Lehrende, Schülerinnen und Schüler - im Umgang miteinander, vor allem mit dem Islam. Also genau dort, wo viele Menschen die meisten Probleme wahrnehmen.

Mounira Daoud hat selbst erfahren, dass Migration immer einen Bruch im Leben eines Menschen darstellt. Die Veränderung erfasst alle Bereiche, die Sprache, die Kultur, die Freunde und die Familie, das Essen, die Kleidung und sogar das Wetter. Und die Religion. In einer solchen Lage braucht es Übergangsräume, in denen die Menschen in die neue Situation hineinwachsen können. Religiöse Gemeinschaften können zu solchen Übergangsräumen werden. Nicht nur die islamischen Gemeinschaften sind gemeint, auch viele jüdische Gemeinden sind von Migration geprägt und in allen europäischen Großstädten gibt es mittlerweile hunderte von christlichen – katholischen, orthodoxen, pfingstlerischen und evangelischen - Migrationsgemeinden. Gerade die Religion eignet sich als Übergangsraum, denn das Wetter kann niemand mitnehmen, die Sprache wird neu gelernt, die Kleidung ändert sich, die sozialen Beziehungen wandeln sich. Diese Erfahrungen hat Mounira Daoud gemacht. Aber die Religion hat ihr Halt gegeben. Mir fällt das Buch von Jonathan Rosen ein, es heißt „Talmud und Internet“, dort bezeichnet er die Religion als die „tragbare Heimat“.

Freitag

Für Evangelische ist der Zusammenhang von Migration und Religion tief im kollektiven Gedächtnis verankert. Spätestens seit der Landesherr Ferdinand II

gemeint hat, er wolle lieber über eine Wüste herrschen, als Ketzler in seinem Land zu dulden, war das Schicksal der Evangelischen von Ausweisung, Zwangsemigration und Deportation geprägt. Transmigration wurde das beschönigend genannt. 1734 wurde die erste durchgeführt, eine ganze Reihe folgte bis zum Jahr 1781, in dem Kaiser Josef II das Toleranzpatent erließ. Ganze Familien wurden deportiert, oft – besonders grausam – mussten die Abgeschobenen ihre Kinder zurücklassen. Einige zehntausend Personen sind so wegen ihrer Religion zu Migranten und Migrantinnen geworden. Das Fußfassen in der neuen Heimat war nicht leicht und ist auch nicht immer gut gegangen. Viele wurden bleibend entwurzelt, konnten weder hier noch da daheim sein. Freilich war dieses Schicksal nicht auf die Evangelischen beschränkt. Besonders Jüdinnen und Juden waren hierzulande immer wieder von der Ausweisung, der Vertreibung bedroht, meistens unter Lebensgefahr.

Liegt das dem Österreicher im Blut? Weniger im Land verbreitete Religionen und Glaubensüberzeugungen nur solange auszuhalten, solange sie unsichtbar bleiben? Und wenn es sichtbar wird, dass eine andere Religion öffentlich gelebt wird, entweder nach Anpassung und Aufgabe der eigenen Identität zu rufen oder das Auswandern zu raten? Von dort zur Abschiebung ist es nicht weit. Manche Wahlplakate erwecken den Eindruck, als wäre die Fremdenfeindlichkeit den Menschen in unserem Land in Fleisch und Blut übergegangen. Ich bin sicher, dass das nicht stimmt. An der Hilfsbereitschaft und Aufnahmewilligkeit der österreichischen Bevölkerung Fremden gegenüber und an ihrer Toleranz gegenüber weniger bekannten Religionen soll nicht gezweifelt werden. Aber die Last der Geschichte macht es notwendig, wachsam zu sein, den Anfängen zu wehren und für das Recht auf Religionsfreiheit für alle einzutreten. In gewisser Weise ist das ein evangelisches Erbe.

Samstag

Kein Chinese lebt in China so chinesisch wie in Chinatown in New York, heißt es. Zuwandernde aus Vietnam werden in Los Angeles plötzlich katholischer, als sie es in ihrer alten Heimat jemals gewesen sind. Die Religion verändert sich durch die Migration. Das ist ein langer Prozess, der mehrere Generationen umgreift. Bisher hat man gemeint, dass Religion nur in der ersten Generation der Zuwandernden eine besonders große Rolle spielt. Noch ist alles Neue fremd, da ist es erklärbar, dass die „tragbare Heimat“ der Religion ganz besonders wichtig wird. In der zweiten Generation leben die Zugewanderten zwischen zwei Welten, der Herkunftsgesellschaft in dem Land, aus dem die Familie gekommen ist, dessen Sprache sie oft nicht mehr kennen und dessen Kultur ihnen fremd geworden ist, und der Aufnahmegesellschaft, deren Sprache sie erst gelernt haben und deren Kultur ihnen noch fremd ist. In der dritten Generation, so war zu hören, werde die religiöse Bindung abnehmen, höchstens im privaten Rahmen werden die Menschen manchmal noch die Feste der Kindheit feiern. Das „Problem Religion“ würde sich so quasi von selbst erledigen, es braucht nur ein bisschen Zeit. Aber das ist ein Irrtum. Gerade die dritte Generation zeigt oft ein neu erwachtes Interesse an der Kultur und der Religion der Herkunftsfamilie. „Was die Kinder vergessen möchten, wollen die Enkel erinnern“, lautet die kurzgefasste Formel. Religion verschwindet nicht, im Gegenteil. Daher ist es wichtig darauf zu achten, wie über Religion geredet wird, was Menschen über andere Religionen wissen. Dabei stellt sich immer wieder heraus, dass gerade die Begegnung mit der unbekanntem Religion dazu herausfordert, über die eigene nachzudenken.

Als Abraham, der erste Migrant der Bibel, in das neue Land kommt, baut er an einer Eiche einen Altar. Er will seine Religion, die dort fremde, leben. Es wird bestimmt auch Altäre anderer, einheimischer Religionen gegeben haben. Aber keiner davon wird zerstört. Es ist Platz genug da, das Gespräch beginnt.